

Leseliebe

DAS MAGAZIN FÜR BUCHLIEBHABER

NR. 1/2018

FORTSETZUNG
... THRONE OF
GLASS

FEIERTAGE FÜR
BUCHLIEBHABER

SONNENBAND - BÜCHER
FÜR DEN SOMMER

EXKLUSIVE
LESEPROBE

"Soya" vorgestellt
von der Autorin
Luisa Sarah Blum



Leseliebe

Nr. 1-2018

Editorial

von Tina Müller

Buchige Feiertage

"Fest"tage für Buchliebhaber

von Tina Müller

Sonnenband

Buchtipps für den Sommer

von Tina Müller

Exklusive Leseprobe

Soya

von Luisa Sarah Blum

Fortsetzung

Sehnsüchtig erwartet ...

von Tina Müller

Impressum



Editorial



Liebe Leser, liebe Buchliebhaber!

Vielen Dank, dass ihr Euch für die 1. Ausgabe meines "Leseliebe!"-Magazines interessiert! Die Idee kam mir vor über einem Jahr und so begann ich mit verschiedenen Designs, Titeln und Inhalten zu experimentieren und produzierte drei Ausgaben. Doch dann kam - wie immer - etwas dazwischen: Mein zweites Buch wollte endlich geschrieben werden ...

Nun ist das Buch mit dem Titel "Zeilenglück - Buchmagie & Leseliebe" mittlerweile erschienen und so kramte ich meine alten Entwürfe dieses Magazines wieder hervor. Dabei musste ich leider feststellen, dass ein Großteil des Inhalts nicht mehr aktuell war und so begann ich fast wieder von vorne ...

Vor einigen Tagen, während ich auf die Probedrucke meines 2. Buches wartete, hatte ich mein erstes Leseliebe-Magazin beendet, aber war noch immer nicht so ganz zufrieden. Und so überarbeitete ich das Design nochmals und schrieb auch neuen Content ... Und folgte meiner Intuition und erstellte eine Liste mit Autoren, die ich gerne im Heft hätte ...

Zum Glück habe ich die liebe Luisa Sarah Blum gefragt, ob sie nicht ihr im September 2018 erscheinendes und vielversprechend klingendes Buch *Soya* selbst hier vorstellen möchte. Und voila - das tut sie auch in dieser Ausgabe!

Und als Leser dieses famosen Magazines dürft ihr als erste exklusiv in die ersten Seiten des fantastischen Werkes hineinlesen! Wie toll! Vielen Dank, liebe Luisa Sarah und lieber Riverfield Verlag für Euer Vertrauen!

Ich plane nun jeden Monat ein Magazin und wer mag und Ideen hat, darf gerne als Gast-Autor mitschreiben. Also, Blogger, Autoren, Buchliebhaber aufgepasst! Schreibt mir, wenn ihr Teil des "Leseliebe"-Magazines sein möchtet! Auch ist mir Euer Feedback sehr wichtig, schreibt mir unter tina.mueller@buchnotizen.de - ich freue mich über jede E-Mail!!!

Und nun viel Freude beim Lesen und Entdecken,
Eure Tina

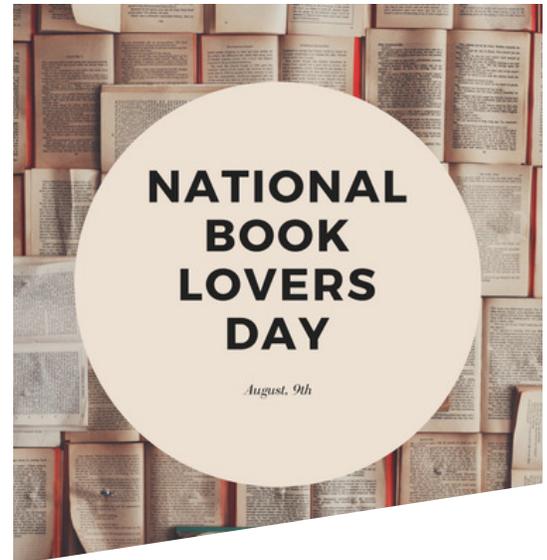
Buchige Feiertage

TEXT VON:

Tina Müller

FOTO:

pixabay.com



Jedes Jahr am 9. August feiern Buchliebhaber - besonders jene in Amerika - traditionell den National Book Lovers Day. Wer diesen Feiertag erfunden hat ist offiziell leider nicht bekannt. Ich finde es jedoch sehr schön, dass es Feiertage für Buchliebhaber gibt, obwohl wir ja jeden Tag mit Buch feiern ... #BookLoversDay

Für mich ist jeder Tag, an dem ich lesen kann und den ich mit Büchern verbringen darf, ein Feiertag. Warum es also ausgerechnet am 9. August einen nationalen Buchliebhabertag gibt, konnte ich leider nicht herausfinden - er war wohl auf einmal da ... Vielleicht seit 1964? Denn in diesem Jahr hat die UNESCO beschlossen, was ein Buch überhaupt ist:

*"Ein Buch ist eine nichtperiodische Publikation, die einen Mindestumfang von 49 Seiten haben muss."**

So ist also der 9. August (und auch alle anderen Feiertage rund ums Buch, die ich Euch im Folgenden vorstellen werde) eine gute Gelegenheit, sich frei zu nehmen, sein Lieblingsbuch zu genießen und auch, um Bücher zu verschenken.

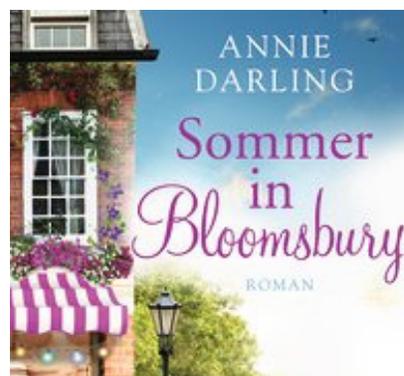
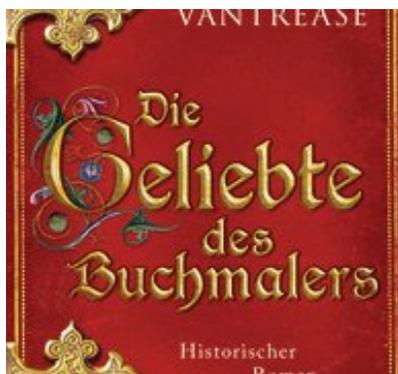
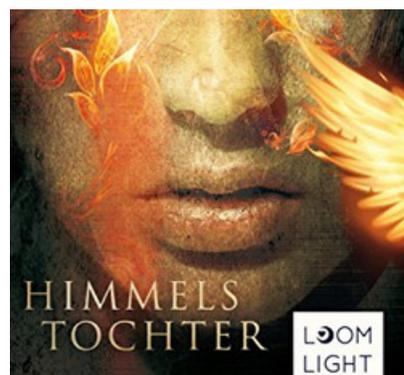
Vielleicht schafft ihr es an diesem Tag auch, einen bekennenden Bücher- und Lesemuffel ein tolles Buch schmackhaft zu machen ...

Weitere literarische Termine für Buchliebhaber:

1. Indiebookday am dritten Samstag im März
2. Internationaler Kinderbuchtag am 2. April
3. Tag des Buches am 23. April
4. Tag des Tagebuchs am 12. Juni
5. Bloomsday am 16. Juni
6. Taschenbuch-Tag (engl. National Paperback Book Day) am 30. Juli
7. Lies-ein-Buch-Tag (engl. National Read a Book Day) am 6. September
8. Tag der Bibliotheken am 24. Oktober

*Quelle: <http://portal.unesco.org/>

Sonnenband



BÜCHER FÜR SPANNENDE OUTDOOR-LESESTUNDEN IM SOMMER

von Tina Müller



Luisa Sarah Blum stellt ihr Buch "Soya" (EJ: 24.09.2018) vor

Coverabbildung: © Riverfield Verlag
Autorenbilder: Luisa Sarah Blum

Hallo, ich bin Luisa Sarah Blum und vor kurzem habe ich meinen ersten Fantasyroman **Soya** beendet. Bis zu dem Moment, als ich mit dem Schreiben begann, habe ich noch nie in meinem Leben großen Ehrgeiz verspürt. Zu meinem Glück ging mir immer alles sehr leicht von der Hand, so dass dies auch nicht notwendig war.

Doch dann entdeckte ich meine Leidenschaft für das Schreiben und damit änderte sich alles. Mein Buch soll euch anspornen, etwas aus eurem Leben zu machen und die Dinge anzupacken! Nichts in dieser Welt wird auf euch zukommen, wie ein Goldregen im Paradies. So etwas gibt es nicht in der realen Welt.

Ich habe erst sehr spät begriffen, dass alles von mir selbst abhängt; dass ICH die Schmiedin meines eigenen Glücks bin. Wenn ihr meine persönliche Geschichte kennt, werdet ihr sehen, dass auch ihr zu all dem fähig seid! Dass es sich lohnt Träume zu haben und dafür zu kämpfen! Dass ihr unermüdlich und beharrlich an eurem Wunsch festhalten sollt, bis sich dieser erfüllt.

Mit Herzblut und Wille, mit Leidenschaft und Mut werdet ihr eure Ziele erreichen. Das tat ich auch, obwohl meine Chancen bei einem Verlag angenommen zu werden bei 0,001 Prozent standen.

Und so kam ich auch überhaupt auf die Idee, einen Fantasyroman zu schreiben: Es war kurz bevor ich in den Urlaub fuhr, da wurde mir das der erste Harry-Potter-Buch in die Hände gedrückt. Nichts Ungewöhnliches, könnte man meinen. Immerhin hat in Europa vermutlich jedes zweite Kind diese Geschichte gelesen. Doch bei mir war alles etwas anders. Bis zu diesem Zeitpunkt konnte ich die Bücher, welche ich zu Ende gelesen hatte, an einer Hand abzählen. Vermutlich bin ich bis zu diesem Zeitpunkt einfach an die falschen Bücher geraten und hab dann irgendwann aufgegeben.

Entweder gefiel mir der Schreibstil nicht oder es fehlte die Aussagekraft. Ich kam nicht richtig in die Geschichte hinein, das Buch langweilte mich und so kam es, dass ich es meist schon nach den ersten paar Seiten wieder zur Seite legte. Heute weiß ich, wie schwierig es ist, ein Buch zu schreiben.

Ich glaube, dass mir mit **Soya** ein wirklich fantasievoller und spannender Roman gelungen ist. Dem Leser eröffnet sich in **Soya** – so mein Verleger – eine unbeschreiblich mehrdimensionale, leidenschaftliche und gleichzeitig abenteuerliche Geschichte, die ihn in Atem hält und immer wieder durch unerwartete Wendungen überrascht. Es geht ein starker Sog von dieser geschickt komponierten Geschichte aus, die es fast unmöglich macht, das Buch aus der Hand zu legen. **Soya** ist aber nicht nur ein spannender Roman, sondern auch eine hintergründige Geschichte über Liebe, Freundschaft und das Anderssein.

Ich flog also mit dem ersten Harry-Potter-Buch, das ich damals eher widerwillig in den Koffer packte, nach Ägypten. Am dritten Tag begann ich dann endlich das dicke Buch zu lesen. Es war, als ob ich in eine andere Welt katapultiert werde – in eine fantastische Welt mit bunten Farben und fast realen Gefühlen. Ich war überaus beeindruckt, wie J.K. Rowling mich mit ihrem Roman ab der ersten Seite komplett in den Bann zu gezogen hat. Sie schaffte es Bilder vor meinen Augen entstehen zu lassen und in mir Gefühle wie Wut, Freude und Trauer hervorzurufen und offenbarte mir damit die wahre Kunst des Schreibens. Die Sätze waren von einer derartigen Schönheit, Harmonie und Perfektion, dass sie zu einem Kunstwerk verschmolzen.

Dies war der Wendepunkt in meinem Leben – der Wendepunkt in eine fantastische Welt aus Träumen, Inspiration, Leidenschaft und Ehrgeiz. J.K. Rowling hat mich damals nicht nur inspiriert, sondern – was fast noch wichtiger ist – mich dazu motiviert, selbst mit dem Schreiben zu beginnen und darin so gut zu werden wie sie. Da ich bis dahin über keine Schreiberfahrung verfügte, nicht gut in der Rechtschreibung war und nur sehr wenige Bücher gelesen hatte, war das fast ein utopisches Ziel. Doch keine Hürde war mir mehr zu groß, denn wenn man Leidenschaft empfindet, wächst man über sich hinaus.

Wie ich am Anfang geschrieben habe, dachte ich immer, ich hätte Glück gehabt, dass mir alles so leicht von der Hand ging. Heute weiß ich, dass es Pech war. Denn später nachzuholen was man früher versäumt hat, ist viel schwieriger. Wenn ich heute zurückblicke, würde ich einiges anders machen. Ich würde mich mehr anstrengen, mehr lernen und bessere Schulen besuchen. Denn egal was man später machen will, mit einer guten Ausbildung zieht man immer das bessere Los.

Nachdem ich zu Hause ausgezogen war, musste ich mich finanziell stark einschränken, da ich mit dem gewählten kreativen Beruf nur ein kleines Einkommen hatte.

Zwar schaffte ich es, nebenberuflich eine Zweitausbildung als Shiatsu-Therapeutin zu absolvieren, doch dies wäre viel einfacher gewesen, wenn ich einen besser bezahlten Job gehabt hätte.

Die Welt, die ich in **Soya** schuf, begann zu existieren, bevor ich mit dem eigentlichen Schreiben begann. Sie bildete sich Stück für Stück in meinem Kopf, oft in Form von Filmsequenzen, die ich nach Belieben verändern konnte. Recht praktisch und cool.

Ich begann an den unmöglichsten Orten zu schreiben und notierte meine Gedanken auf kleinen Papierzetteln und Servietten, um sie nicht zu vergessen. Meine Mittagspause bei der Arbeit verbrachte ich meist vor meinem Laptop, den ich überallhin mitschleppte. Selbst in Tram und Zug verbrachte ich jede freie Minute damit, an meiner Geschichte weiter zu schreiben.

Ich merkte wie sich mein Schreibstil immer mehr verbesserte; wie meine Sätze immer fließender wurden und diese Erkenntnis gab mir unermessliche Kraft. Ich war von dieser neuen Leidenschaft so hingerissen, dass ich nie darüber nachdachte, damit aufzuhören. Fleiß war auf einmal kein Hindernis mehr. Ich brauchte das Schreiben wie die Luft zum Atmen.

Während ich schrieb las ich unzählige Bücher, um meinen eigenen Schreibstil zu verbessern. Ich wollte herausfinden, wie andere Autoren Spannung aufbauten, wie sie eine Situation präzise beschrieben und wie sie Emotionen kreierte. Ich kaufte mir auch Hörbücher, damit ich ihren Sätzen lauschen konnte, wenn es für mich unmöglich war in ein Buch zu schauen, wie zum Beispiel auf dem Fahrrad oder beim Einkaufen. Manchmal verzweifelte ich fast, wenn ich am Morgen nach dem Frühstück das Schreiben unterbrechen musste, um zur Arbeit zu fahren.

Es fühlte sich an, als ob ich nach dem Schreiben süchtig war. Oder war es das Gefühl von starker Leidenschaft, dass ich das erste Mal in meinem Leben verspürte? Wenn man einmal seine Leidenschaft gefunden hat, kann man nicht mehr ohne sie sein. Viele kennen das Wort Leidenschaft. Doch was es wirklich bedeutet, wissen nur sehr wenige. Es ist das großartigste Gefühl, wenn man dessen Glücksgefühl im Zenit erleben darf. Doch wenn man davon abgehalten wird, erleidet man ähnliche Symptome, wie die eines Süchtigen.

Als mich jemand fragte, was mir das Schreiben eigentlich bringt, musste ich zuerst überlegen. Denn war es wirklich so, dass ich «nur» gerne Geschichten schrieb? Die Sätze liebend gern formte, gestaltete und feilte, bis sie mir gefielen? Oder war es vielleicht auch das Abtauchen in eine andere Welt? In diese andere Welt, die ich schuf und in die ich mich immer wieder zurückziehen konnte?

Bevor ich selbst zu schreiben begann, war mir nicht bewusst, wie viel persönliches von einer Schriftstellerin in deren Buch steckt. Auch wenn **Soya** keine Autobiographie ist, sind es dennoch die eigenen Gefühle, Sichtweisen und Fantasien, die sich im Buch widerspiegeln.

Und darum geht es in **Soya**: Ein Mädchen wird geboren, welches eigentlich nicht hätte überleben dürfen. Es trägt das Blut von drei seit jeher verfeindeten Völkern in sich – eine Mischung aus Elf, Mensch und Schirkan. Alten Legenden zufolge, einer jener seltenen Mischlinge, die enorme Kräfte zu entwickeln im Stande sind. Bis zum ihrem 16. Lebensjahr lebt Soya bei den Menschen und weiß nichts von ihrer wahren Herkunft oder davon wer sie wirklich ist und welche Kräfte in ihr schlummern. Sie wächst in einer friedlichen Zeit wohlbehütet bei ihrem Großvater auf. Soya lebt ein ganz gewöhnliches Leben und genießt die Jugendjahre. Nur ihre Höhenangst und ihre unerklärliche Sonnenempfindlichkeit ärgern sie und geben ihr Rätsel auf.

Eines Tages fällt ihr ein grüner Stein zu, in dem sich eine magische Schrift bildet. Soya merkt, dass ihre Welt aus viel mehr besteht, als sie zu glauben vermochte und wie es bislang den Anschein erweckte. Doch dies ist erst der Anfang – eine finstere Macht ist auf Soya aufmerksam geworden und jagt sie.

Soya flieht und lernt einen wichtigen Freund kennen der sie fortan begleiten wird: Taoko, ein junger schwarzer Wolf mit übersinnlichen Fähigkeiten. Doch nichts ist so, wie es scheint, denn der wahre Feind kommt von ganz unerwarteter Seite ...

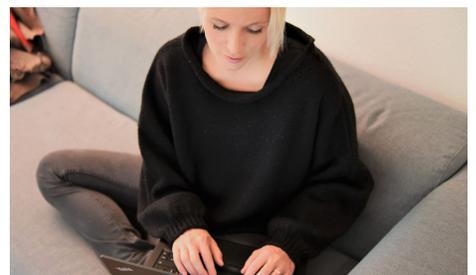
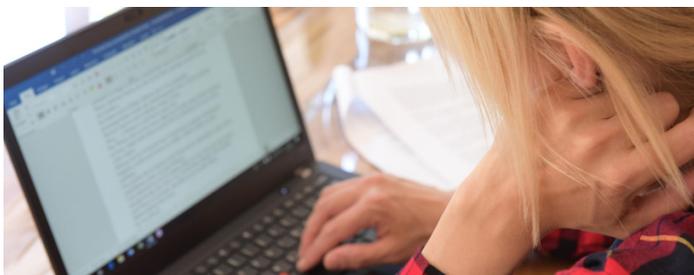
Soya ist nicht nur ein unglaublich spannender Fantasyroman, sondern auch eine hintergründige und zugleich ergreifende Geschichte über Liebe, Freundschaft und das Anderssein.

Die Botschaft meiner Geschichte ist eindeutig: Es spielt keine Rolle, was für Blut in deinen Adern fließt, wo du geboren bist und wer deine Vorfahren sind. Einzig wichtig und von Bedeutung ist, was du denkst und wie du handelst.

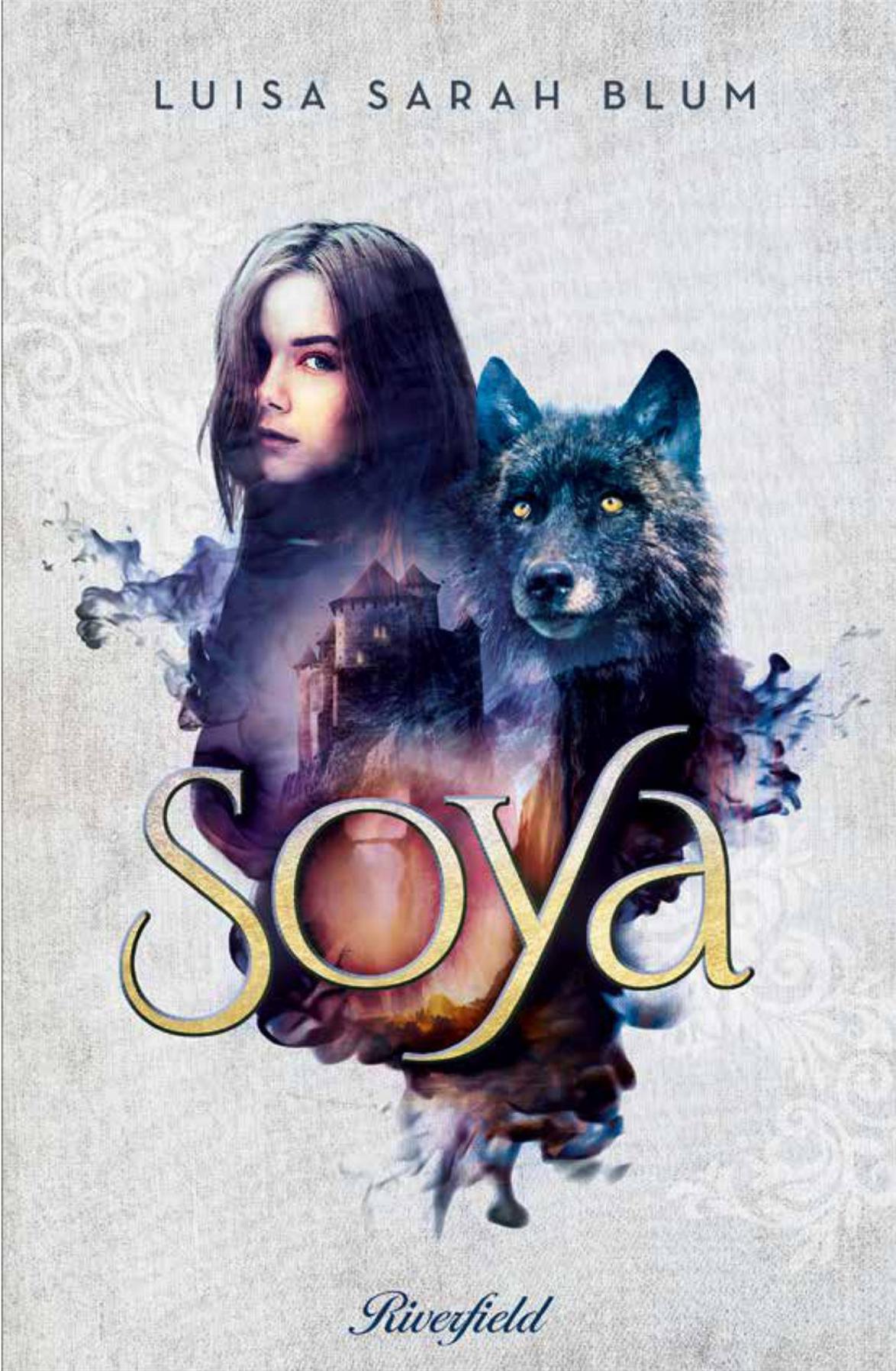
Und hier kommt exklusiv für Euch, liebe Leser von Tinas wundervollem Magazin „Leseliebe“ eine Leseprobe von **Soya**!

Ich wünsche Euch viel Freude beim Eintauchen in die von mir kreierte magische Welt von **Soya**!

Herzlichst, Luisa Sarah Blum



L U I S A S A R A H B L U M



Soya

Riverfield

LUISA SARAH BLUM

soya

[LESEPROBE]

Riverfield

[Urheberrechtlich geschütztes Material]

Für meine Tochter



1. Auflage 2018

Alle Rechte vorbehalten
© copyright by
Riverfield Verlag, Basel
www.riverfield-verlag.ch

Lektorat
Martin Stiefenhofer

Korrektorat & Satz
ihleo verlagsbüro – Dr. Oliver Ihle, Husum (D)

Umschlaggestaltung
Hauptmann & Kompanie

Druck und Bindung
CPI Ebner & Spiegel, Ulm (D)

Printed in Germany

ISBN 978-3-9524906-3-1

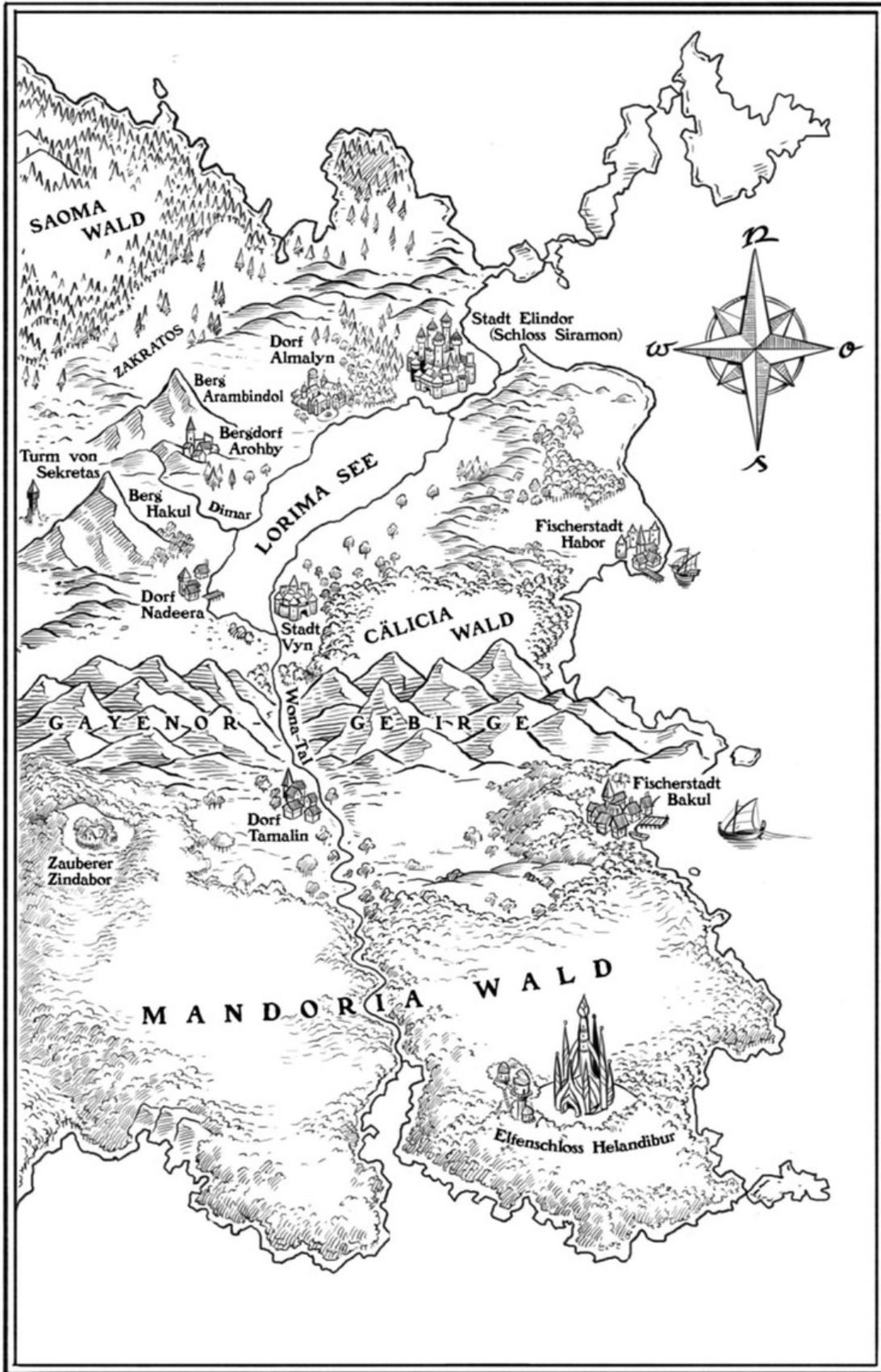
*In Langmut, in Freundlichkeit,
in dem Heiligen Geist,
in ungefärbter Liebe.*

2. Korinther 6.6

... ich habe mir nie groß Gedanken darüber gemacht, wie mein Leben einmal aussehen würde. Und selbst wenn – meine Vorstellung wäre ohnehin nie Wirklichkeit geworden.

Ein Sprichwort aus Bakul besagt: ›Mach nie zu große Pläne, der Morgen wird etwas ganz anderes bringen.‹

Doch auch wenn du auf alles gefasst zu sein glaubst: Wenn es eintrifft, bist du doch nicht vorbereitet ...



DER BEGINN

Es war einer jener stürmischen Tage im November. In Elindor herrschte klirrende Kälte. Felder und Wege lagen unter einer dicken Schneedecke und auf den hohen Stadtmauern versperrte eine Eisschicht den Soldaten ihren üblichen Patrouillenweg.

Im kalten Dunst konnte man die nächstgelegenen Berge bereits nicht mehr erkennen und es war schwierig, eine klare Grenze zwischen See und Himmel auszumachen, die grau in grau ineinanderflossen und gelegentlich durch dicke Nebelschwaden verschluckt wurden.

Allmählich brach die Nacht an, und während ein Licht nach dem anderen im Schloss Siramon hoch über Elindor erlosch und es wie ein Gespenst in der Dunkelheit verschwand, begegnete man nur selten Wachen, die ihre Runden zogen, obschon die Sicherheitsvorkehrungen vor geraumer Zeit verschärft worden waren.

Es war lange nach Mitternacht, als im höchsten der fünf Türme vier Männer in langen, schweren Umhängen aus dem dunklen Korridor in einen schwach beleuchteten Raum traten. Der Letzte von ihnen schloss die Tür hinter sich zu. Seine Hand zitterte leicht, als er sie vom Türknauf nahm. Mit sorgengefurchter Stirn gesellte er sich zu den beiden anderen Männern, die stehen geblieben waren. Ihre Blicke folgten dem Vierten, der jetzt mit lautlosen Schritten, eingehüllt in einen pechschwarzen Umhang, den langen Tisch umrundete. Seine Gebärden waren nicht die eines gewöhnlichen Mannes. Seine Bewegungen waren verwirrend schnell und geschmeidig. Irgendetwas an ihm machte jeden, der in seiner Nähe war, nervös: Man hatte das unangenehme Gefühl, in die Enge getrieben worden zu sein; eine unheimliche, eine unerklärliche Angst saß einem im Nacken, sodass niemand es ertragen hätte, allein mit ihm in einem Raum zu sein.

Er blieb hinter dem schweren Holztisch ebenso geschmeidig wie abrupt stehen und zog etwas aus seinem Umhang hervor. Weiße Kerzen warfen ein züngelndes Licht an die hohen Wände und erhellten in ihrem flackernden Schein die vielen Bilder und Bücherregale.

Der Raum war luxuriös ausgestattet. Prächtige, mit samtenem Stoff bezogene Stühle standen um den mächtigen Holztisch, wertvolle Gegenstände glänzten auf polierten Möbeln. Die Wände waren hoch, die Decke leicht gewölbt. Feine Stuckaturen schlängelten sich in einem ziselierten Muster über die gesamte Länge des Raums und schwere, dunkelrote Vorhänge bedeckten große Fenster, die bis zum Boden hinunterreichten.

Die Minuten verstrichen. Nur ein gelegentlich verhaltenes Hüsteln war zu hören, ansonsten war es still. Die bleichen Finger des Herrn schlossen sich um einen grünlich schimmernden Stein, den er verdeckt in der Hand hielt, während das flackernde Licht dunkle Schatten unter seine Augenlider warf.

Die drei offensichtlich in die Jahre gekommenen, leicht gebeugt dastehenden Männer schienen allmählich ungeduldig zu werden, aber der Vierte machte keine Anstalten, sich ihnen zuzuwenden oder den Blick von dem zu heben, was seine Hand verbarg. Es schien ihn nicht zu stören, dass sie alle paar Minuten verstohlen auf die Standuhr blickten. Allem Anschein nach war er in seinen Gedanken mit etwas beschäftigt, das ihn beunruhigte; Wichtiges schien sich in seinem Kopf abzuspielen und ihn ganz zu vereinnahmen.

Doch obwohl die drei Männer die Anspannung fast nicht mehr aushielten, blieben sie stumm. Keiner wagte, die Gedanken ihres Herrn zu durchbrechen. Sie hatten schon den ganzen Tag gewartet; jetzt konnten sie diese Minuten, ehe sie es erfahren würden, auch noch ausharren. Und während sie gleichermaßen verzweifelt wie ergeben an seinem bleichen Gesicht hingen, erhob sich unten im Hof wütendes Gekläff. Ein Tor wurde geöffnet, ferne Stimmen drangen zu ihnen hoch. Dann herrschte wieder Stille.

Zornig ließ der Herr nun einen Blick über das Pergament schweifen, das er aus dem Inneren seines Umhangs zog. Auf der Rückreise

hatte er es immer und immer wieder durchgelesen. Doch es gab keine Zweifel – die Lage war eindeutig und er musste handeln.

Der lange Zeiger rückte auf die volle Stunde und die Uhr schlug mit einem hellen Klang drei Mal. Als die Spannung dem Zerreißen nahe war, durchbrach schließlich eine zittrige Stimme die Stille. »Herr, wir sollten noch warten ...«, wisperte einer der älteren Männer und verstummte sogleich, als er die Kälte in den Augen des Herrn sah. Er schlug die Augen nieder, verlor den Faden und der Satz endete in einem jämmerlichen Stottern. Verstört blickte er auf das glänzende Braun der Tischplatte und fuhr dann schließlich sichtlich angestrengt fort: »W-wir s-sollten kei-keine voreiligen ...« Wieder brach er ab, irritiert und verängstigt von dem Blick, den er auf sich haften spürte.

»Hat sie denn niemand gefunden!«, donnerte der hohe Herr mit schneidender Stimme. »Es sollte doch nicht so schwer sein, diese Frau ausfindig zu machen!« Seine Kiefermuskeln spannten sich, während sein harter Blick erneut die Schrift des Pergaments fixierte.

Der Mann, der zu sprechen gewagt hatte, sackte zitternd in sich zusammen.

»Es ist ja nicht so, dass sie gewöhnlich ist!«, fuhr er leise, doch mit nicht minder schneidender Stimme fort. »Ihre Schönheit fällt noch jedem Tölpel auf!«

»Fürwahr, Herr«, meldete sich der offenbar Älteste zu Wort. Er hatte schneeweißes, kurz geschnittenes Haar. Seine Stimme klang hoch und leicht hysterisch. »Es heißt, sie sei so schön, dass man meine, Sonne, Mond und Sterne gleichzeitig am Firmament zu sehen.« Einen Moment irritiert von dem lodernden Blick des Herrn auf seinem Gesicht, fuhr er zögernd fort: »Das ganze Land sucht nach ihr, aber sie scheint wie vom Erdboden verschwunden ...«

»Vom Erdboden verschwunden ...«, zischte der Herr und ließ ein leises, hasserfülltes Lachen folgen.

Dann herrschte wieder erbitterte Stille. Keiner der drei Männer wagte es mehr, das Wort zu erheben. Sie hatten das heftige Pulsieren an der Schläfe ihres Herrn bemerkt; es war nicht ratsam, den Herrn, den König herauszufordern.

Nach mehreren tiefen Atemzügen schaute er in die versammelte Runde. Einen nach dem anderen betrachtete er mit seinen lodernen Augen, dann zuckte es abermals heftig an seiner Schläfe und er wandte sich von ihnen ab. Sein dunkler Umhang strich über den Boden, als er sich dem Gemälde zudrehte, das hinter ihm an der Wand in einem dunklen, schweren Rahmen hing. Es war das Bild eines Mannes. Auch er hatte sehr bleiche Haut und rabenschwarzes Haar und, wenn man den Farben Glauben schenken konnte, außergewöhnlich dunkle Augen. Noch dunklere als die des Königs, obwohl das beinahe nicht möglich schien.

Man hatte diesen Mann im Königreich jedoch noch nie gesehen und keiner wusste, wer er war oder was dieses Bild hier im Schloss zu suchen hatte. Den Mut dazu, den König danach zu fragen, hatte bisher niemand aufgebracht. Das Bild war jedoch keinem im Schloss geheuer, weder den Soldaten noch den Beratern des Königs, und schon gar nicht den Dienstmädchen. Sie alle waren sich einig: Es verbreitete eine düstere Stimmung und am liebsten hätten sie es weggeschafft. Aber König Saahrin schien äußerst viel von dem Bild zu halten. Oft hatte er minutenlang auf das Gemälde gestarrt, tief in Gedanken versunken, und dann plötzlich Entscheidungen getroffen, die eigentlich lange und reiflich überlegt sein wollten. Das Bild, so schien es, hatte auf ihn eine enorme eingebende Wirkung.

Die drei Männer warfen sich abwechselnd nervöse Blicke zu, starrten dann wieder auf den reglosen Rücken ihres Königs, der wie ein abweisendes Brett zu ihnen gerichtet war.

Er hatte müde ausgesehen, als er das Schloss betreten hatte, müde und abgekämpft, seine Gesichtsfarbe war bleich gewesen – noch bleicher als sonst. Während Stille und Dunkelheit miteinander zu verschmelzen schienen und die Kerzenreste kaum mehr Licht spendeten, hob er schließlich den Kopf und straffte seine Schultern.

Seine Stimme war leise, beinahe ein Flüstern, doch jede Silbe unmissverständlich klar und deutlich: »Die Elfen sind nicht bereit zu verhandeln ... Wir haben keine andere Wahl.«

»Aber Herr!« Der Mann mit den schneeweißen, kurz geschnittenen Haaren stockte und fasste sich vor Schreck ans Herz, dann

schluckte er krampfhaft und fuhr schließlich tapfer fort: »Wir haben keine Chance gegen dieses Volk! Die Elfen werden uns mit einem einzigen Zauber vernichten!«

König Saahrrin drehte sich mit einem Schwung seines Umhangs um und sah ihm ins Gesicht. »*Meint ihr wirklich, ich hätte nicht daran gedacht?*« Seine Stimme war eisig kalt und fuhr wie eine messerscharfe Klinge durch die gespannte Stille.

Mit Mühe unterdrückten die drei Männer ihr Schaudern.

»*Glaut ihr allen Ernstes, ich würde diesen Pakt eingehen, wenn ich eine andere Wahl hätte?*«

»Aber, Herr ... bitte verzeiht ... gewiss ... Aber, die *Elfen* ... Es ist unmöglich ...«

»*Unmöglich?*« Sein Blick war kalt glühend. »*Zweifelt ihr meine Macht an?!*«

»Aber nein, Herr! Niemals, Herr! Doch die *Elfen* ...« Die Finger des Alten krallten sich in den Stoff, während er versuchte, diesem Blick standzuhalten. »Sie ... sind u-unbesiegbar.« Seine Stimme versagte.

»J-ja«, meldete sich der mit dem längsten Bart zu Wort. »Entschuldigt, mein König ...« Auch ihm schien es ernsthafte Schwierigkeiten zu bereiten, dem Herrn zu widersprechen, »doch ... ein einfacher Mensch kann niemals gegen einen Elfen ankommen ...« Seine Stimme wurde immer dünner und sein Blick sank auf die glänzende Tischoberfläche, in der sich sein Gesicht verzerrt widerspiegelte. »N-nicht e-einmal H-Hunderte könnten einen E-Einzigen besiegen ...«

Der Dritte, der bis jetzt geschwiegen hatte, nickte eifrig mit dem Kopf, wagte es jedoch nicht, etwas zu sagen oder den Blick von der Stuhllehne zu heben, die er wie besessen anstarrte.

Saahrrins Kiefermuskeln zuckten, dann zwickte er sich mit dem Finger in die Nase.

»Ich sage ja auch nicht, dass wir Menschen allein gegen die Elfen kämpfen werden.«

Er bedachte seine Berater mit einem kurzen, durchdringenden Blick, zerknüllte das Blatt Pergament und warf es in eine Ecke. Ver-

unsichertes Gemurmel erhob sich und ratlose Blicke wurden getauscht, doch der König sagte nichts weiter. Er fuhr zärtlich über den kleinen Gegenstand in seiner Hand, während sich der Ausdruck in seinem Gesicht plötzlich veränderte.

»Aber Herr ... Was meint ihr?«

Die ohnehin schon versteiften Gliedmaßen der alten Männer verkrampften sich erneut. Nicht dass sie es nicht gewohnt waren zu warten, nicht dass sie sich nicht ständig in seiner Gegenwart verunsichert fühlten, geschweige denn sich aus seinen Sätzen einen Reim machen konnten – aber diese Äußerung verwirrte sie allesamt.

Der König fuhr über das silberne Abzeichen, das auf seine Brust gestickt war. Als er wieder hochsah und in die ratlosen Gesichter seiner Berater blickte, schien er seine Worte mit Bedacht zu wählen.

»Die Schirkans werden uns unterstützen«, sagte er leise, und obwohl seine Stimme jetzt sanft war, fiel alle Beherrschung von den Beratern ab und ihre Gesichter zeigten schiereres Entsetzen – er hätte genauso gut sagen können, er verhandle mit dem Teufel und verschenke ihm ihre Gliedmaßen.

»Die *Schschirkans*?«, stieß der Mann mit dem langen Bart hervor und griff ebenfalls nach seiner Stuhllehne, um sich daran abzustützen.

»Ja«, sagte König Saahrrin schlicht und ging lautlos zum Bücherregal, das zu seiner Linken stand. Seine langen, bleichen Finger glitten über die dicken Bücher und hielten bei einem besonders breit gebundenen Exemplar inne.

»Herr ... bei allem Respekt ...«, ertönte eine verzagte Stimme hinter ihm, »Herr, Sie können die Schirkans nicht um Hilfe bitten ...«

»Nein?« Saahrrins Lippe zuckte.

»Herr, b-bitte versteht mich nicht falsch, aber würden wir uns auf einen Handel mit ihnen einlassen, wären wir zu ewiger Verdammnis verflucht!«

Saahrrin drehte sich mit hochgezogenen Augenbrauen um.

»Adrilan, was denkt ihr, woher wir die Morlaks haben?«

Der letzte Rest an Farbe wich schlagartig aus Adrilans Gesicht und seine Augenlider begannen nervös zu zucken.

»Und, sind Sie seither dem Teufel begegnet? Oder sind sonst irgendwelche Alpträume Realität geworden?«

Adrilans Kopf schwankte hin und her, sein Gesicht weiß wie die Kerze, die neben ihm heftig flackerte.

»Sehen Sie? Es ist alles eine Frage von Beziehungen«, sagte Saahrin lapidar, wandte sich wieder dem Regal zu und zog das breite, in Leder gebundene Buch heraus. Er legte es mit einem dumpfen Knall auf die frisch polierte Tischfläche, ließ sich auf dem größten der samtbezogenen Stühle nieder und begann darin zu blättern.

Plötzlich erfüllte ein Röcheln den Raum. Mit beiden Händen zerrte Adrilan an seinem Kragen, während nur noch stoßweise Luft aus seiner Kehle drang.

»Adrilan!« Binnen einer Sekunde war Saahrin bei ihm und half ihm auf den Stuhl.

»E-es, es tut mir leid, Herr ... es ist nur ... der Sch-Schock ...«

Saahrin beugte sich langsam zu ihm hinunter. Er sprach ganz leise und obwohl seine Stimme sanft war, begannen sich Adrilans Augen vor Schreck zu weiten.

»Herr ...«, flüsterte er atemlos, verstummte jäh und blickte ausdruckslos geradeaus.

Saahrin wandte sich ab und der alte Mann sackte kraftlos auf dem Stuhl zusammen.

»Bringt ihn in sein Gemach! Er braucht Ruhe!«, befahl er mit kalter Stimme.

Die Berater eilten mit Adrilan rasch hinaus und schlossen dann eilig die Tür hinter sich zu.

*

Viele Meilen vom Schloss entfernt, weit hinter dem verschneiten Gayenorgebirge, erhellten im Mandoriawald grelle Lichtblitze die Baumwipfel. Schnee wurde von der Wucht der Flüche aufgewirbelt, entsetzliche Schreie zerrissen die Stille. Dunkle Gestalten hoben, verborgen im Schatten der Bäume, unheilvoll ihre Arme und der Himmel färbte sich scharlachrot.

Zwei Elfen, für ein menschliches Auge das Ebenbild an Schönheit und Perfektion, standen mitten auf einer kleinen Lichtung. Schnee reichte ihnen bis zu den Knien. Ringsum ragten die riesigen Bäume des Mandoriawaldes empor. Nur auf einer Seite der Lichtung ragte kahl und mächtig eine Felswand empor.

Es gab keinen Ausweg.

Die Flüche, die aus dem Wald kamen, gingen weit über gewöhnliche Magie hinaus. Wer immer sie auch angriff – er wollte die Elfen vernichten.

Die Elfe mit den smaragdgrünen Augen griff verzweifelt nach dem Arm der anderen. Dunkelbraunes, langes Haar fiel ihr flach und glänzend bis ins Kreuz. Eine sanfte Brise teilte ihren langen Umhang und offenbarte den Blick auf ein Medaillon, das sie um ihren Hals trug. Es leuchtete im letzten Schein des Sonnenlichts auf.

»Eldevin!«, schrie sie, »Eldevin!!!«

Sie rüttelte und zerrte an Eldevin, die unverwandt zu den Schatten der Bäume blickte – aber nichts erkennen konnte.

»Tolo! – Komm!«, schrie Elehna und zerrte verzweifelt an Eldevins Arm. Um sie schmolz der Schnee von der sengenden Hitze, und von der Wucht der Flüche wurden sie mit ihrem Schild fast zu Boden gedrückt.

»Lest nin! – Bitte! Eldevin!« Elehnas Stimme ging im lauten Donner eines Fluchs unter.

Mit angstentstelltem Gesicht wandte Eldevin endlich den Blick von den Schatten ab.

»Ta naa neuma! (Es ist eine Falle!)«, keuchte sie, die Stimme heftig bebend.

Der Druck von Elehnas Händen um Eldevins Arm verstärkte sich und ihre smaragdgrünen Augen funkelten jetzt in aufrichtiger Demut.

»I dagor ea ar'estel. Ve boe ritha, di o Soya menantog! (Der Kampf ist hoffnungslos. Wir müssen versuchen, sie von Soya wegzulocken!)«

Einen Moment lang starrten sie sich reglos an. Dann stürzte Eldevin los und zog ihre Tochter mit sich. Sie rannten über die Lichtung

und stürmten auf die riesigen, mit Schnee bedeckten Bäume zu, die am nächsten zu erreichen waren.

Sie hatten die Bäume schon fast erreicht, als Elehna ein Fluch heftig in die Seite traf – sie duckte sich und rannte weiter, wollte den grellen Lichtblitzen entfliehen. Doch der nächste Fluch schleuderte sie jäh durch die purpurne Luft. Sie spürte nicht mehr, wie ihr Schild aufflackerte und erlosch, als ein erneuter Fluch sie traf. Sie schlug gegen den Felsen, glitt lautlos an der steilen Gesteinswand hinab und blieb reglos im Schnee liegen. Die schmerzerfüllten Schreie, die durch die Luft gellten, waren nicht mehr die ihren.

Eldevin, bereits bei den ersten Bäumen angelangt, stürzte zurück. Doch noch bevor sie ihre Tochter erreichen konnte, traf auch sie ein Fluch mitten in der Brust und ihre Schreie erloschen rasch, niedergestreckt nur wenige Meter von Elehna entfernt. Ihr Gesicht glitt zur Seite und ihre zuvor noch entstellten Züge glätteten sich.

Stille legte sich über die Lichtung und der Schnee, von der Wucht der Flüche aufgewirbelt, rieselte wieder sanft auf die Erde hinab. Der Himmel verdunkelte sich und für einen kurzen Moment war es, als wären Sonne, Mond und alle Sterne am Firmament erloschen.

Lautlose Schritte glitten über den Boden und giftige Zähne gruben sich in die Körper, während der Wind zu heulen begann. Als wollte er protestieren, vor Wut und Entrüstung toben – doch es war zu spät.

Ein großer, hagerer Mann mit schneeweißem, langem Bart, der ihm bis zu den Hüften reichte, blieb reglos unter dem Türrahmen eines kleinen, verschneiten Hauses stehen. Der Saum seines dunkelblauen Umhangs war noch mit Schnee bedeckt und seine Wangen von der eisigen Kälte gerötet. Er starrte auf die zerbrochene Wiege und auf ein kleines Leinenbündel, welches reglos inmitten des verwüsteten Hauses auf dem Boden lag. Er löste sich erst aus dieser Erstarrung, als noch jemand ins Haus gestürmt kam und gegen seinen Rücken prallte.

Auch dieser Mann hatte schneeweiße Haare, doch sie waren nur schulterlang und ein eigenartiger, perlenmatter Schimmer ging

von ihnen aus. Sein Gesicht war jedoch das eines jungen Mannes, obgleich etwas darin war, das ihn auf seltsame Weise älter erscheinen ließ. Er war makellos schön. Die Haare hatte er auf den Seiten nach hinten geflochten und so konnte man seine Ohren sehen, die nach oben zu einem Spitz verliefen. Er trug einfache Kleider: eng geschnittene Hosen, Stiefel, die sich vorn verjüngten, und einen dünnen, grünen Wams, der viel zu wenig warm aussah für diese Jahreszeit. Er stürmte schreiend auf die zersplitterte Wiege zu, fiel auf die Knie und wühlte panisch in dem großen, weißen Leinentuch, das neben den Trümmern lag. Ein Aufschrei der Erlösung entfuhr ihm, als er ein kleines Geschöpf mit zwei funkelnd smaragdgrünen Augen darunter hervorhob. Er schloss es in seine Arme und beugte sich schluchzend darüber.

»Sie lebt. Zindabor. Sie lebt.« Seine Stimme bebte, als würde ihm jedes Wort, das er sagte, Schmerzen bereiten.

Zindabor schloss die Augen. Er schob langsam die gierende, aus den Angeln geratene Tür hinter sich und trat auf sie zu.

Als er sich zu ihnen niederließ, breitete sich sein dunkelblauer Umhang wie ein großer, runder Teppich um ihn herum aus. Das Knistern des Kaminfeuers und das krampfhaft Schluchzen des Mannes, der vornübergebeugt dasaß und das kleine Kind an seine Brust gepresst umklammert hielt, wurden erst unterbrochen, als sich Zindabor nach einer Weile leise räusperte.

»Laendor ...«, sagte er leise.

Laendor reagierte nicht. Doch dann wurde das Zittern seiner Schultern schwächer und er hob ein wenig den Kopf. Er war weiß wie Kreide und seine Augen glichen jenen eines Gejagten: Unruhig flackerten sie in ihren dunklen Höhlen und suchten nach festem Halt.

»Wer nur ... wer, Zindabor ... wer hat das getan?« Seine Hand glitt fahrig und zitternd über das weiße Tuch. »Wer kann nur so grausam sein?«, fuhr er mit bebender Stimme fort, den Blick angewidert auf die Trümmer gerichtet.

»Wir werden es herausfinden, Laendor«, sagte Zindabor mit leiser Stimme. »Wir werden sie finden.«

»Sie? Du glaubst, es waren mehrere?«

»Allem Anschein nach ja, jedenfalls deutet alles darauf hin.«

»Aber ... wieso sollten ...«

Zindabor richtete sich auf und fuhr sich über seinen langen, schneeweißen Bart.

»Ich denke, dass das heute kein Zufall war, keine spontane, erst recht keine unbesonnene Gräueltat, obwohl ... mehrere Faktoren nicht übereinstimmen.« Die Falten auf seiner Stirn vertieften sich. »Die beiden Angriffe stehen miteinander in Verbindung, es waren wohl dieselben Angreifer. Nur hier wurden sie gestört und konnten ihr Vorhaben nicht zu Ende bringen ... Wir haben ihren Plan durchkreuzt.«

»Es war also eine sorgfältig geplante Sache«, zischte Laendor. »Sie haben gewusst, dass wir weg sind, und haben dann zugeschlagen ...«

Zindabor faltete seine großen Hände ineinander und betrachtete den Boden, der übersät war mit hellen Holzsplittern.

»Und doch waren sie in Eile ... Sie mussten gewusst haben, dass wir davon erfahren können.«

»Aber was ist mit den Verletzungen, die Elehna und Eldevin aufweisen? Das müssen eindeutig Tiere gewesen sein.«

Zindabor blickte nachdenklich auf ein kleines Rad, das vor ihm auf dem Boden lag. Vor nicht allzu langer Zeit waren sie mit der Wiege fertig geworden. Elehna war vor Freude fast in Tränen ausgebrochen.

»Hmmm«, sagte er leise. »Trotzdem bin ich mir sicher, dass es einen Zusammenhang gibt.« Er hielt einen Moment inne, dann huschte sein Blick zum Fenster. »Es ist klar, weswegen sie hier waren. Nur«, er hob die Brauen, »eines musste zuerst vernichtet werden, bevor das eigentliche Leben angegriffen werden konnte.« Seine Augenbrauen schoben sich tief in die Stirn, während seine Augen auf dem kleinen Bündel in Laendors Arm verweilten. »Was die Verletzungen an Elehnas und Eldevins Körpern angeht, sind es mit ziemlicher Sicherheit Bisswunden von Morlaks.«

»Morlaks?« Laendor hob verblüfft den Kopf. »Diese rotäugigen Monsterhunde?«

»Nun, ja. Es irritiert mich genauso. Doch die Art, wie sich die Haut um die Wunden herum verfärbt hat, lässt keinen Zweifel daran. Womit sich eine wichtige Frage stellt: Wie haben sie es geschafft, überhaupt in den Mandoriawald einzudringen?«

»Die Morlaks können die magische Grenze nicht überschreiten! Das ist nicht möglich! Sie kommen von der dunklen Seite!«

»Gewiss. Und doch bin ich mir sicher, dass es ihr Gift ist«, Zindabor atmete tief aus, »und sie haben sie verletzt. Doch sie allein hätten niemals die Kraft dazu, Eldevin und Elehna zu töten. Selbst wenn es Tausende gewesen wären.«

»Sie müssen unterstützt worden sein von der dunklen Seite«, grenzenloser Zorn stand in Laendors Gesicht, »denn Elfen hätten sie nicht gehorcht! Sie hätte sich gegen sie aufgebaut! Du weißt, wie groß ihre Abscheu vor dem elbischen Blut ist. Nur dafür wurden sie geschaffen«, flüsterte er boshaft, »um Elfen zu wittern, um sie zu jagen und für immer in die Flucht zu schlagen!« Er verzog verächtlich das Gesicht. »Schreckliche Bestien, die herangezüchtet wurden, um das menschliche Reich nach dem Krieg von den Elfen zu säubern.«

Zindabors Falten auf der Stirn vertieften sich.

»Das hier«, seine langen Finger richteten sich auf die zertrümmerte Wiege, »muss ein ausgewachsener Magier gewesen sein – kein Morlak wäre so gezielt vorgegangen. Zudem hätte er sich von uns nicht stören lassen.«

»Und«, fuhr Laendor fort, »jemand muss den, der das getan hat, gewarnt haben, dass wir unterwegs sind. Vermutlich ist er kurz vor unserer Ankunft geflohen.« Laendors Blick fiel auf die Überreste der Wiege, die auf dem dunklen Holzboden verstreut herumlagen; Staub, Splitter, Fetzen, überall ein Bild der Verwüstung.

»Aber wie konnte die dunkle Seite den Mandoriawald betreten?«, fragte Laendor. »Wie konnten sie die Grenze überschreiten? Niemand kann so viel Magie besitzen und den Bann brechen! Das ist elbisches Land!«

In Zindabors Brillengläsern spiegelte sich die orangerote Glut des Kaminfeuers, während er nachdenklich den Funken zusah, wie sie im Rauch erloschen.

»Genau das frage ich mich, seit ich das Haus betreten habe«, murmelte er nachdenklich und neigte den Kopf. »Der Bann müsste so stark sein, dass es selbst den mächtigsten dunklen Magiern nicht gelingen dürfte, ihn zu brechen. Deswegen ist er erschaffen worden. Damit der Krieg ein für alle Mal ein Ende hat.«

Laendor schaute ihn an. »Und? Hast du eine Idee?«, fragte er mit verbissener Miene.

»Natürlich«, sagte Zindabor. Ein freudloses Lächeln erhellte sein Gesicht. »Tausende. Und eine verrückter als die andere.«

Resigniert wandte sich Laendor von ihm ab. »Ich werde nicht eher ruhen, bis ich sie gefunden habe«, sagte er leise. »Sie werden dafür bezahlen. Und wenn es das Letzte ist, was ich tue.«

Zindabor sah zu, wie Laendor mit irrem Blick auf ein abgesplittertes Holzstück stierte, während er, das kleine Geschöpf an sich gepresst, vor- und zurückwippte.

Der Kampf war also unwiderrufflich entfacht. Es war ohne Zweifel so, dass Laendor nie in sich hineinhorchen würde. Er würde niemals zur Erkenntnis kommen, dass es besser war, überlegt und langsam zu handeln, statt gedankenlos blutrünstige Rache zu üben ... Sein Stolz war gebrochen. Es gab nichts mehr, das er noch hatte, alles war ihm mit einem Schlag genommen worden; seine Frau und seine Tochter. Jetzt hatte er nur noch dieses kleine Geschöpf, das er in seinen Armen hielt, und um genau das machte sich Zindabor am allermeisten Sorgen.

Eine Weile blieben sie so sitzen; nur das ferne Rufen eines Waldkauzes in der Dämmerung war zu hören. Am Horizont bildeten sich bereits die ersten goldenen Streifen und kündeten den Morgen an.

Zindabor wandte den Blick vom Kamin ab. »Sie hat nicht geweint, Laendor ...«, sagte er in die Stille hinein und blickte besorgt von Laendor auf das kleine, weiße Bündel an seiner Brust.

Verwirrt sah Laendor hoch, dann verlor sein Gesicht sogleich jeglichen Ausdruck. Einen Herzschlag lang schien er wie aus Stein gemeißelt, dann richtete er sich abrupt auf.

»Nein!«, erwiderte er, und seine Stimme war plötzlich laut und stark und glühender Zorn trieb ihm rote Flecken ins Gesicht. »NEIN! Du nimmst mir Soya nicht auch noch weg! Soya ist – *gut*. Wage es nicht, auch nur so etwas zu denken!«

Zindabor richtete sich zu seiner vollen Größe auf, seine Haltung hatte jedoch nichts Bedrohliches an sich, obwohl er Laendor mindestens zwei Köpfe überragte und die Spitze seines Hutes sogar die Decke streifte.

»Laendor«, sagte er sanft, doch Laendor sah entschlossen an ihm vorbei, hinüber zu den Trümmern, wo alles in Schutt und Asche lag. »Du hast einen schweren Verlust erlitten. Ich weiß, was du im Moment durchmachst ...«

»Du hast keine Ahnung, was ich durchmache!«, schrie Laendor und seine Stimme zitterte.

»Es ist nur natürlich, dass du dich jetzt mit aller Macht an Soya klammerst und sie schützen willst. Wir sollten aber trotzdem in Betracht ziehen, dass Soya womöglich ...«

»Sie hat geschlafen!«, schrie Laendor. »Wir können von Glück reden, dass sie geschlafen und die Gräueltaten nicht mitbekommen hat! Zum Glück, Zindabor! Zum Glück!«

»Tatsächlich?«, entgegnete Zindabor sanft und erwiderte gelassen Laendors zornigen Blick.

»Ja! Ja, hat sie!«

»Nun«, sagte Zindabor leise, aber deutlich, »so wie ich die Wiege daliegen sehe, entsteht in mir doch unweigerlich der Eindruck, dass es womöglich nicht ganz ruhig zugegangen ist. Ich mag mich irren, Laendor, du kennst Soya besser als ich. Doch glaubst du wirklich, dass sie bei so einem Krach hätte schlafen können?«

»Ja!«, schrie Laendor mit sich überschlagender Stimme, die Augen vor irrem Wahnsinn geweitet. Dann wandte er den Blick von Zindabor ab und ließ ihn über das Durcheinander schweifen, das um ihn herum herrschte – seine Gesichtszüge erschlafften, dann wirbelte er herum und stürmte aus dem Haus.

VERBORGENES GLÜCK

Ein alter Mann mit Hut, eingehüllt in einen dicken, schweren Wintermantel, ein weißes Bündel unter seinem Mantel fest an die Brust gepresst, eilte durch den knöcheltiefen Schnee die dunkle Küstenstraße Bakuls entlang. Eisige Gischt spritzte an die hohen Klippen und die salzigen Böen schlugen ihm wie Peitschenhiebe ins Gesicht. Immer wieder zuckte er vor den Möwen zusammen, die in der Dämmerung fast nicht zu erkennen waren und mit schrillum Kreischen seinen hastigen Schritten wild flatternd auswichen.

Als er endlich die Küstenstraße hinter sich gelassen und die Stadt erreicht hatte, betrat er ein Labyrinth aus schmalen, schwach beleuchteten Gassen, in denen es stark nach verbranntem Holz roch.

Bei jeder neuen Abbiegung warf er unruhige Blicke hinter sich. Dann – er stolperte beinahe über ein abgefallenes Rad, das jemand mitten in der Gasse liegen gelassen hatte – erreichte er das Zentrum des Fischerstädtchens. Er stand am Rand eines riesigen, vom Mond beschienenen Marktplatzes. Stattliche Häuser umsäumten den mit einer dünnen Schneeschicht überzogenen Platz, der wie weiß bepudert aussah. Ein großer, runder Brunnen, der ganz vereist mitten auf dem Platz stand, wirkte wie ein kleiner Eispalast.

Langsam trugen ihn seine Füße weiter, während sein Blick an einem der Häuser haften blieb, das ein wenig abseits der anderen stand und neben den hohen Bäumen, die den Platz säumten, leicht übersehen werden konnte.

Unschlüssig blieb er stehen, dann wanderte sein Blick hoch zur Kirchturmuhren. Unwillkürlich verdüsterten sich seine Züge – die massiven Zeiger der großen Uhr zeigten erst fünf Uhr morgens an. Hätte er gewusst, dass er so schnell vorankommen würde, hätte er die Abreise noch um einige Stunden hinausgezögert. Ein wenig verärgert dreinblickend schlurfte er noch die letzten Meter bis vor das

Haus und setzte sich dann, den Schnee von der Stufe wegwischend, mit einem Seufzer auf die weiße, kalte Marmortreppe.

Stunden vergingen und es schien, als hätte sich die Nacht dazu entschlossen, noch ein wenig länger zu dauern. Doch als er schließlich das fünfte Mal den Kopf hob und sein Blick zum Kirchturm schweifte, brachen die ersten Sonnenstrahlen durch die dicke Nebeldecke und tauchten die verschneite Stadt in ein sanftes, rosafarbenes Licht. Über den Dächern und um den hohen Kirchturm hing ein feiner Nebelschleier und aus den Kaminen quoll dicker, weißer Rauch. Die Fußstapfen, die zum Haus führten und vor dem alten Mann auf der Treppe endeten, waren noch die einzigen auf dem ganzen Platz. Doch schon bald würde sich das ändern.

Um Punkt acht Uhr öffnete sich die Tür des Hauses und ein stattlicher Mann mit großem, rundem Bauch und Schnurrbart trat heraus, um ein Schild mit dem Schriftzug »offen« aufzuhängen.

»Guten Morgen!«, rief er gutgelaunt, als der den seltsamen Gast auf den Steinstufen erblickte. »Ich bin Ludgar Hummkirch, der Bürgermeister. Bitte kommen Sie doch herein!«

Hastig stand der Neuankömmling auf und folgte dem Bürgermeister ins Haus. Dort war es angenehm warm. Es roch nach Kaffee und nach etwas Blumigem, vermutlich ein schweres Frauenparfum. Und tatsächlich, als sich der frierende Gast an den Empfangstresen stellte, sah er eine rundliche Frau mit großen, hellen Locken im Korridor verschwinden. Ludgar Hummkirch rieb sich die kalten Hände, während er sich hinter den Tresen stellte.

»Guten Morgen, mein Name ist Lenidras«, sagte der Mann schließlich leise, als ihn Ludgar Hummkirch mit hochgezogenen Augenbrauen und freundlichem Lächeln ansah. Er bemerkte den eigenartigen Akzent. Auch seine Kleider zeigten, dass er ein Fremder war. »Ich komme von Arohby, dem kleinen Bergdorf am Fuße des Berges Arambindol«, fuhr er fort. »Meine Frau ist diesen Winter gestorben.« Er hob mit einem Ausdruck des Schmerzes im Gesicht die Hand. »Wir hätten eigentlich das Kind unserer Tochter gemeinsam großziehen sollen.« Sein Blick glitt hinab zu dem kleinen Bündel,

das er in den Armen hielt. »Der Vater des Kindes ist im Krieg umgekommen und meine Tochter ist vor einem Jahr an einer schweren Grippe gestorben.«

Ludgar war hinter dem Tresen immer mehr in sich zusammengesunken.

»Ich möchte Eleona hier in Bakul ein besseres Leben bieten«, fuhr Lenidras leise fort. »Eleona soll *leben*. Sie soll es hier besser haben, als wir es hatten.«

Ludgar beobachtete, wie Lenidras das Tuch ein wenig hinunterschob und erstarrte – über alle Maßen fasziniert und überrascht zugleich sah er zwei verblüffend smaragdgrüne Augen, die ihn aus dem Leintuchbündel hervor anblickten. Ludgar Hummkirch stockte der Atem. Diese Augen waren so wach, so klar und von so unglaublicher Schönheit, wie er es noch nie gesehen hatte!

Erst als Lenidras den Blick wieder hob, schüttelte Ludgar kurz den Kopf, um wieder zu sich zu kommen, ja, um sich regelrecht zusammenreißen. Er lächelte verlegen. Das war ihm noch nie passiert, dass er sich so vergessen hatte. Er atmete tief ein und versuchte, seine Gedanken zu ordnen. Er wusste, dass Fremde genaustens überprüft werden sollten. Erst vor Kurzem hatte König Saahrrin neue Gesetze erlassen. Irgendetwas musste vorgefallen sein. Doch Ludgar Hummkirch kratzte sich am kahlen Hinterkopf und begann dann nach kurzer Überlegung mit der Suche nach einem der Anmeldeformulare.

Trudi, seine Frau, hätte ihm schön die Leviten gelesen, wenn er diesen erschöpften und bemitleidenswerten Lenidras dieses ganze Prozedere hätte durchmachen lassen. Er hörte schon ihre Worte im Ohr klingen: »Jetzt bürde diesem armen Mann doch nicht noch mehr Schwierigkeiten auf!«

Alles hätte genaustens notiert werden und dann anschließend dem König persönlich übergeben werden sollen. Was für ein Riesenaufwand! Er hatte den Fragebogen durchgelesen. Lenidras hätte unter anderem noch einmal nach Arohby zurückkehren und sich von mehreren Stellen bestätigen lassen müssen, dass er tatsächlich einmal dort gelebt hatte. Also hätte er noch einmal den Weg hin

und zurück bei dieser Kälte machen müssen. Was für eine Schikane! Ludgar Hummkirch hatte große Achtung vor dem König. Tatsächlich war das Leben viel besser geworden, seit König Saahrin an die Macht gekommen war. Doch er konnte das diesem Mann unmöglich zumuten.

Im selben Moment landete eine Brieftaube am Fenster und ein weiterer Mann betrat das Gebäude. Auf dem Gesicht von Ludgar Hummkirch bildeten sich große rote Flecken. Er hatte nicht erwartet, dass so früh am Morgen schon so viel los sein würde. Sonst hätte er Trudi darum gebeten, ihm behilflich zu sein. Aber seine Frau war bereits beim Friseur in der nächsten Straße. Dort ging sie einmal in der Woche hin, um ihre Locken wieder aufzufrischen.

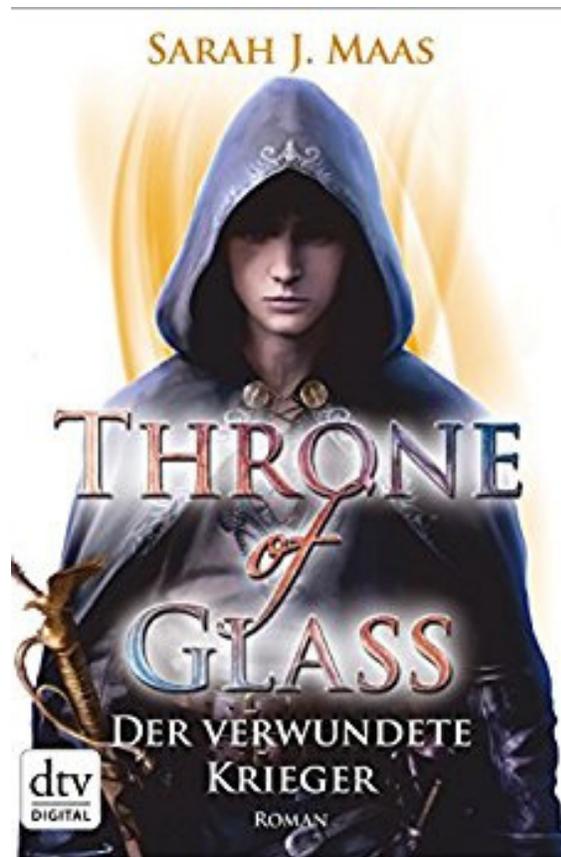
Ludgar holte die Brieftaube vom Fenstersims und begann vorsichtig das kleine Briefchen, das an ihrem Bein befestigt war, abzulösen, während Lenidras hinab auf das Anmeldeformular sah. Er hätte sich nicht damit beeilt, das Formular auszufüllen, doch der Mann neben ihm musterte ihn mit wachsender Neugierde. Bakul war eine kleine Stadt und Fremde sah man hier im Rathaus nicht häufig. So war es vermutlich gar nichts Ungewöhnliches, wenn man hier gemustert wurde. Trotzdem, Lenidras fühlte sich unbehaglich. Rasch kritzelte er das Nötigste auf das Papier und legte es wieder auf den Tresen zurück, wo Ludgar jetzt das kleine Briefchen durchlas, das er vom Bein der Taube gelöst hatte. Seinem Gesichtsausdruck nach zu urteilen stand nichts allzu Erfreuliches darin.

Lenidras traf auf den Blick des anderen Mannes. Allmählich etwas verärgert über dessen Aufdringlichkeit, hob er die Hand und nickte ihm zu. Obwohl der Mann ein wenig den Kopf neigte und ein halbwegs freundliches Lächeln zustande brachte, merkte man ihm eine gewisse Skepsis, eine Scheu und ein Misstrauen an, was wohl an dem Argwohn lag, den man in Bakul allen Neuankömmlingen erst mal entgegenbrachte.

Der Bürgermeister kritzelte eine kleine Notiz auf einen Zettel, band sie wieder um das schmale Beinchen der Taube, öffnete das Fenster und ließ die Brieftaube in den nun bereits wolkenlosen Himmel davonflattern.

Schwer ausatmend drehte sich Ludgar Hummkirch wieder seinen Gästen zu. »Ah, gut!«, rief er, als er das Formular auf dem Tresen sah. Er warf einen prüfenden Blick darauf und presste dann seine Lippen so fest aufeinander, dass sein Schnurrbart einen Hüpfen machte. »Herzlich willkommen in Bakul!«

*



Warum ich süchtig nach Throne of Glass bin ... von Tina Müller

Sarah J. Maas schreibt geniale Geschichten. Sie entwickelt so lebendige Charaktere und solch grandiose, fantastische und unvergessliche Welten, dass mir beim Lesen schier die Luft wegbleibt und mein Herz alle Personen, die in der famosen Geschichte rund um die Assassinin Celaena Sardothien auftauchen, sofort und bedingungslos dort aufnimmt und nicht mehr gehen lassen möchte. Atemlos lese ich mich durch die voller unerwarteten Wendungen, Spannung, Liebe, Freundschaft, Ehre, Werte gespickte bezaubernde Geschichte, die mich auch im Schlaf nicht loslassen möchte. Sarah hat ein episches Meisterwerk erschaffen und schon heute fühle ich mich etwas traurig, wenn ich daran denke, dass im Herbst der finale Teil von Throne of Glass mit dem Titel "King of Ash" erscheinen wird. Ich könnte noch ewig weiterlesen und das Leben der faszinierenden Charaktere weiterverfolgen. Und auch die Reich-der-sieben-Höfe-Reihe liebe ich endlos.

"Once upon a time," she said to him, to the world, to herself, "in a kingdom long since burned to ash, there lived a young princess who loved her kingdom.....very much."
(Aelin to Rowan in "Throne of Glass - Heir of Fire" von Sarah J. Maas)

Als ich das erste Mal in das "Throne-of-Glass"- Universum eintauchte, war ich sofort von Celaena/Aelin begeistert. Mit ihrer schnoddrigen, frechen und selbstbewussten Art hat sie mich sofort in ihren Bann gezogen. Sie ist mutig, steht für ihre Freunde und Liebsten ein und würde lieber ihr Leben geben, als einen ihrer Vertrauten zu verlieren. Sie handelt und denkt strategisch so genial, dass man beim Lesen immer wieder von ihrer unglaublichen und unbeschreiblichen Weitsicht überrascht wird. Sie ist sich selbst treu, ein Freigeist und einfach eine tolle Heldin. Hätte ich eine Tochter, wären die Bücher von Sarah J. Maas Pflichtlektüre für sie ;-).

Die Welt braucht alltägliche Helden mit Ehrgefühl, Mut, Selbstbewusstsein, Authentizität, einem großen Herzen, Empathie, gegenseitiger Wertschätzung und Respekt. Celaena hatte keine leichte Kindheit und hat es doch geschafft, sich charakterlich menschlich und unvergesslich zu entwickeln. Und das wünsche ich mir die Kinder dieser Erde, die mir sehr am Herzen liegen, sind sie doch die Generation von morgen und Weltgestalter der Zukunft: Vorbilder, die mit gutem Beispiel vorangehen, mutig, liebe- und respektvoll sind, stark, ehrlich, tolerant und noch so vieles mehr sind. Wie Celaena und ihre Freunde eben.

**"Wie kann ich
jemanden töten,
der jemand
anderem so viel
bedeutet? Selbst
wenn sie meine
Feindin ist."**

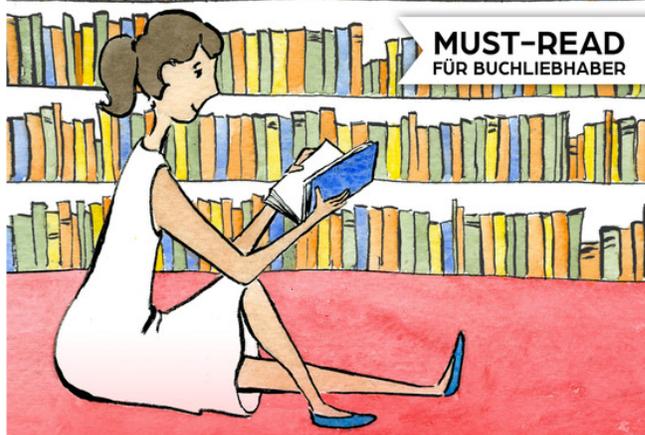
**Aelin Ashryver
Galathynius**

*Gelesen auf Position 7815 in
"Throne of Glass 4 - Königin der
Finsternis" von Sarah J. Maas*

Zeilenglück

— *—* —
BUCHMAGIE & LESELIEBE

MUST-READ
FÜR BUCHLIEBHABER



Out now:

Mein 2. Buch "Zeilenglück -
Buchmagie & Leseliebe" ist am 2.
Juli offiziell erschienen!

Impressum

Chefredakteurin/
Herausgeberin:
Tina Müller

Autorin dieser Ausgabe: *Luisa Sarah Blum*
<https://www.instagram.com/luisasarahblum/>

Layout:
Tina Müller

Fotos:
Riverfield Verlag,
www.pixabay.com, *Luisa Sarah Blum*

Die Rechte der jeweiligen Buchcover liegen zum Erscheinungszeitpunkt des "Leseliebe"-Magazines bei den entsprechenden Verlagen.

"Leseliebe" erscheint monatlich.

Feedback, Anregungen, Kommentare etc. bitte an die folgende E-Mail senden:

tina.mueller@buchnotizen.de

URL: www.buchnotizen.de



DAS MAGAZIN FÜR BUCHLIEBHABER